

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Michael Hirschfeld: Das Niederstift Münster in Reiseberichten der
Aufklärungszeit

Michael Hirschfeld

Das Niederstift Münster in Reiseberichten der Aufklärungszeit¹

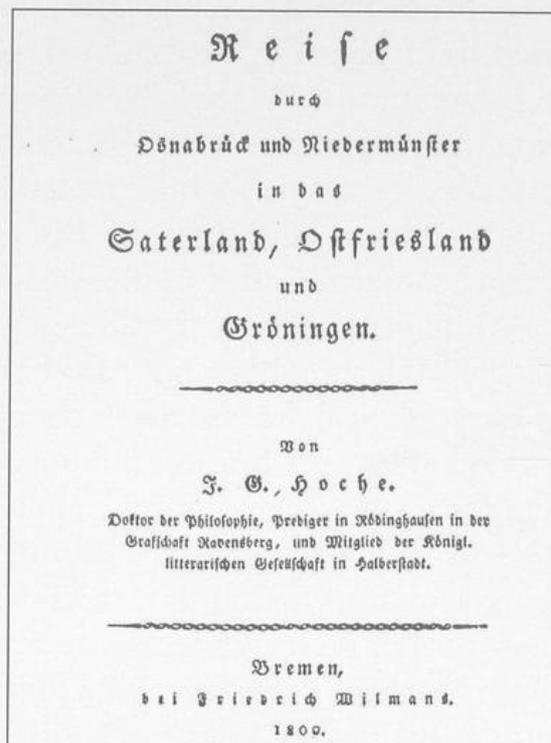
„In Westfalen, auf dem Schloss des Herrn Barons von Thunderden-tronckh, lebte vorzeiten ein Jüngling ... sein Gemüt [war] einfältig und ohne Arg. Ebendeswegen nannte man ihn im allgemeinen Candide ... Der Herr Baron war einer der mächtigsten Grundherren in ganz Westfalen. Sein Schloss hatte nämlich eine Tür und sogar Fenster, und in einem großen Saal hing ein Wandteppich zur Zierde.“² Mit diesen von einem gehörigen Maß an Ironie geprägten Sätzen gestaltete Voltaire (1694-1778) den Auftakt seines für die Epoche der europäischen Aufklärung bedeutsamen Romans „Candide ou l’optimisme“. Nach diesem märchenhaft anmutenden Einstieg entpuppen sich die handelnden Figuren in den Weiten Westfalens als Menschen mit einem beschränkten geistig-kulturellen Horizont. Angeblich soll der in Satireform verpackten beißenden Kritik des berühmten französischen Philosophen und Schriftstellers an Westfalen ein persönliches Reiseerlebnis in Brackwede bei Bielefeld vorausgegangen sein, wo Voltaire in Gegenwart seines Mäzens, des preußischen Königs Friedrich II., „vor einer Wegschränke von den dortigen Bewohnern als Affe des Königs geschmäht“³ worden sein soll.

Es sei zunächst dahingestellt, wo hier die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit liegt. Fakt ist nur, dass Westfalen spätestens seit diesem Zeitpunkt über die literarische Wahrnehmung hinaus nicht nur im literarischen Leben mit dem Klischee der hinterwäldlerischen Provinz behaftet war, sondern überhaupt gesellschaftlich desavouiert, ja verächtlich gemacht worden war.

Richtet man den Fokus auf das heutige Oldenburger Münsterland, das gemeinsam mit den heute emsländischen Kreisen Meppen und Aschendorf-Hümmling als ehemaliges Niederstift Münster ein historischer Bestandteil Westfalens ist und seit 1500 zum Westfälischen Reichskreis gehörte, begegnet einem immer wieder eine ähnliche Grundeinschät-



zung. „Der ganze Strich Landes von Quakenbrück aus über Vechta, Kloppenburg, Friesoyta bis an die Soeste, von da über die Ems und wieder an der Hase hinauf gehört nicht nur zu den schlechtesten Westphalens, sondern in ganz Deutschland. Man glaubt in den Steppen von Sibirien zu sein, wenn man die Haide durchwatet und vor sich den Wind mit Bergen oder Hügeln spielen siehet. Alles ist öde und still ... Die Schöpfung scheint hier unvollendet zu sein.“⁴



*Abb. 1: Titelblatt von
Johann Gottfried Hoche's
„Reise durch Osnabrück
und Niedermünster“*

Diese Passage stammt aus dem wohl bekanntesten Reisebericht über die Region aus der Aufklärungszeit, aus Johann Gottfried Hoche's „Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groeningen“. Wenn heutzutage ein geistreiches historisches Aperçu über die Kreise Vechta und Cloppenburg gebracht werden soll, bedient man sich gern dieser oder ähnlich lautender Passagen aus einem der hierzulande wohl bekanntesten Bücher eines Reisenden der Aufklärungszeit. Wer Hoche zitiert, der hat die Lacher auf seiner Seite. Das düstere und negative Bild, das dieser Reisende zeichnet, transportiert nämlich in zeitlicher Distanz vorhandene Vorurteile gegen die Provinz, gegen die katholische Kirche, ja gegen das Konservative, Bewahrende im Allgemeinen. Kurz, es eignet sich zum einen vortrefflich, um bestehende Vorurteile zu bekräftigen. Zum anderen werden

Passagen aus dem „Hoche“ aufgrund ihrer originellen und pointierten Formulierungen auch ebenso gern zitiert, wenn der elementare Wandel transparent gemacht werden soll: Der Wandel vom Armenhaus zur Boomregion, wie er für das Oldenburger Münsterland der letzten Jahrzehnte charakteristisch ist. Egal, ob abgrundtiefer Hass auf die Provinz, speziell das heutige Oldenburger Münsterland oder das Emsland, oder wohlwollende Begleitung eines immensen wirtschaftlichen Wandlungsprozesses: Angesichts des weitgehenden Fehlens anderer Quellen über das Leben der Bevölkerung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nimmt Hoches Werk gemeinsam mit anderen Reiseberichten eine unverkennbare Schlüsselstellung für Kulturhistoriker ein.⁵ So lebhaft die Resonanz noch heute ist, so wenig tiefgründig fällt sie zumeist aus, was daran liegt, dass der Blick in der Regel nicht über das in seiner Pauschalisierung und Generalisierung so treffend erscheinende Bonmot hinausgeht.

Eine Aufklärung über die Aufklärung, um dieses Wortspiel zu gebrauchen, scheint daher in zweifacher Weise notwendig: Einmal soll näher mit Inhalten von Reiseberichten der Aufklärungszeit vertraut gemacht werden. Außerdem geht es neben Kostproben besonders sprechender, Nordwestdeutschland betreffender Passagen aus der Reiseliteratur der Aufklärung als Beleg dafür, wie sich die Zeitverhältnisse um 1800 in diesem Textgenre widerspiegeln, um deren quellenkritische Behandlung. Konkret gesagt ist eine Überprüfung der These von der Ignoranz, Intoleranz und Indolenz – damit ist die Trägheit und Passivität der Bevölkerung gemeint – des Niederstifts Münster vorzunehmen. Dabei ist letztlich der Frage nachzugehen, welches Welt- und Menschenbild die Reisenden transportieren wollten, also deren Intention nachzuzeichnen. Es ist weiter zu fragen, in welchem Zeitraum und vor allem in welchen Orten sich die Reisenden überhaupt aufgehalten haben, ja weitergehend die Authentizität der Berichte kritisch zu hinterfragen. Insbesondere aber ist den zeitgenössischen politischen und schließlich den konfessionellen Intentionen der Reiseliteratur nachzuspüren.

Aktuelle Rezeption

Denn selbst wenn man die Pauschalisierungen und Generalisierungen populärer Geschichtsbilder hinter sich lässt und in die Welt der wissenschaftlichen Rezeption eintaucht, wird die These vom einsei-



tig rückständigen Menschenschlag in den geistlichen Territorien des Alten Reiches allgemein und besonders im Niederstift Münster bis heute immer wiederholt: Bestes Beispiel ist die im Jahre 2003 vom Westfälischen Landesmuseum in Münster veranstaltete Ausstellung „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“. Westfalens Weg in die Moderne. Auch sie bedient sich als eingängigem Titel eines Zitats aus der Feder eines zeitgenössischen, allerdings anonym bleibenden Journalisten, wobei „Schlendrian“ für das Ruhen im Althergebrachten steht, das negativ konnotiert ist, während der Aufbruch in die Moderne rein positiv besetzt ist. Damit bin ich bei der Rezeption angelangt, die hinsichtlich der Zäsur 1803 im Kontext des 200-jährigen Gedenkens an die Säkularisation 2003 eine Fülle an Ausstellungskatalogen, Tagungsbänden und Monographien gerade auch auf regional- bzw. landesgeschichtlicher Ebene hervorgebracht hat. Nicht zu Unrecht spricht Alwin Hanschmidt hier ja auch von einem „Mega-Ereignis“ historischen Gedenkens.⁶ Was die Reiseliteratur angeht, ist zwar hier und da auf deren bekannteste Autoren verwiesen worden, eine dezidierte Beschäftigung mit ihnen stellt aber nach wie vor zumindest im Blick auf Nordwestdeutschland ein Desiderat dar. Der Versuch des Bremer Historikers Herbert Schwarzwälder, eine Anthologie von Reiseberichten über Nordwestdeutschland zusammenzustellen und zu edieren, ist bei einem, zeitlich nur bis 1620 reichenden Band stehen geblieben.⁷ Mit deutlichem Abstand wurde ein darüber hinaus reichender Band über Bremen in Reisebeschreibungen nachgelegt.⁸ Während der Reisebericht von Hoche 1977 lediglich einen unveränderten Nachdruck erfuhr und das heutige Emsland betreffende Reiseeindrücke von Ulf K. Wulkotte in einem unpräzisen Bändchen aneinandergereiht wurden,⁹ bietet allein eine ausgezeichnete, weil akribische Aufbereitung von Justus Gruners Schriften¹⁰, die auch seinen berühmten Reisero-man „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ enthält, einen Anhaltspunkt dafür, dass das hier zugrunde gelegte Genre in Nordwestdeutschland noch nicht ganz in Vergessenheit geraten ist. Die von Gerd Dethlefs und Jürgen Kloosterhuis besorgte Edition verfügt zudem über den notwendigen kritischen Impetus gegenüber Gruner, den der Münsteraner Ausstellungskatalog von 2003 noch vermissen ließ,¹¹ ganz zu schweigen von dem Versuch des oldenburgischen Landeshistorikers Hermann Lübbling, der 1951 in



einem Aufsatz dem gegenüber der Residenzstadt ausgebreiteten Charme eines der Reisenden erlag und begeistert davon sprach, dass „wohl selten ... ein schönerer Lobeshymnus auf eine Stadt gesungen worden“¹² sei.

Zeitgenössische Kritik

Unbekannt war Lübbling ganz offensichtlich, dass die heute so vollmundig zitierten Reiseromane in der zeitgenössischen Wahrnehmung keineswegs unumstritten waren. Dabei handelt es sich um einen Aspekt, der erst allmählich, vor allem im Zeitalter der Digitalisierung und damit breiten Zugänglichkeit von Zeitschriften und Magazinen der Aufklärungszeit via Internet, von der Forschung wieder wahrgenommen wird. Zahlreich sind die Repliken, die beispielsweise im Dortmunder „Westfälischen Anzeiger“ oder in der Jenaer „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ zu den einschlägigen Werken von Hoche und von Justus Gruner erschienen sind. Darunter finden sich Richtigstellungen von Gruners „Wallfahrt“ durch den Magistrat der Stadt Lemgo, Proteste gegen die Darstellung der Situation in der Grafschaft Rietberg, die in Gruners Rangfolge zweifellos das Schlusslicht unter den katholischen Staaten Westfalens bildete.¹³ Nicht zuletzt da die Reichsstadt Dortmund für ihn am Ende der Skala der protestantischen Staaten stand, war er sich der beißenden Kritik des Redakteurs des „Westfälischen Anzeiger“ sicher, der die „überhaupt herrschende Tendenz ..., tadeln zu wollen, das Fehlerhafte aufzusuchen und in den Vordergrund zu stellen“¹⁴, bemängelte.

Von besonderem Interesse für das Niederstift Münster erscheint eine offenbar ungedruckt gebliebene Replik des Cloppenburgers Wundarztes, Apothekers und Geburtshelfers Joseph König¹⁵. Diese handgeschriebene Rezension entdeckte der Gründer des Cloppenburgers Museumsdorfes Heinrich Ottenjann im Nachlass von Königs Enkel¹⁶ und veröffentlichte sie 1936 an eben nicht gerade prominenter Stelle¹⁷, so dass sie nahezu vollkommen vergessen ist.

In der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ jedenfalls findet sich währenddessen eine Rezension, deren Verfasser sich offensichtlich stärker im benachbarten Ostfriesland auskannte bzw. von dort stammte. Zumindest konstatierte er diesbezüglich „fast lauter Unrichtigkeiten“ in

der Reisebeschreibung und bedauerte „im voraus jeden künftigen Käufer ..., der mit so loser Ware hingegangen werden wird“.

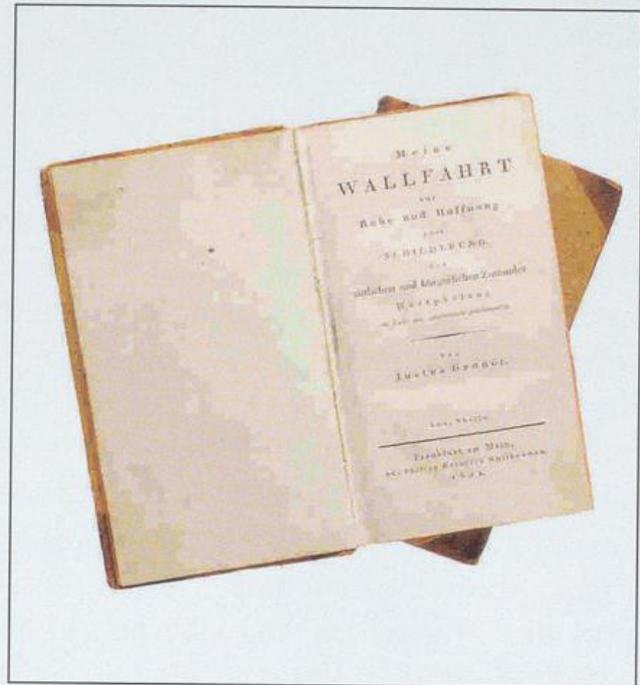


Abb. 2: Titelblatt von Justus Gruners Roman „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts“

Zum Quellenkorpus

Ob ihres Umfangs und ihrer Wirkmächtigkeit möchte ich mich bei der Quellenanalyse auf die beiden wichtigsten Werke konzentrieren: an erster Stelle auf die bereits mehrfach erwähnte, 525 Seiten starke „Reise durch Osnabrück und Niedermünster“ von Johann Gottfried Hoche aus dem Jahre 1800, deren nüchterner und unpräntiöser Titel sogleich das Anliegen des Verfassers erkennen lässt, gleichwohl aber einer kritischen Überprüfung unterzogen werden muss; an zweiter Stelle gefolgt von Justus Gruners zwei Bände umfassendem Roman „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“, verlegt 1802 bzw. 1803 mit 356 bzw. 546 Seiten. Erst der Untertitel machte den geneigten Leser darauf aufmerksam, dass es sich hierbei nicht um fromme Erbauungsliteratur, sondern um eine – wie es im Pathos der damaligen Zeit hieß – „Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ handelte. Außerdem war der Begriff „Wallfahrt“ im Zuge der Französischen Revolution seiner religiösen Konnotation entkleidet und säkularisiert worden. So wurden die begeistert zu Paris-Reisen aufbrechenden deutschen Anhänger der Revolution als „Freiheitspilger“ bezeichnet und der bekannte Pädago-

ge Joachim Heinrich Campe nannte diese Reisen „Unsere Wallfahrt“¹⁸, so dass anzunehmen ist, dass sich Gruner hier eine Anleihe genommen hat.

Marginalien zum Stellenwert des Reisens und zu den Biographien der Reiseschriftsteller

Vorausgeschickt werden muss außerdem Allgemeines zu Reisen und Reisenden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts reisten nicht mehr allein junge Adelige im Rahmen ihrer Grand Tour oder Kavaliertour in die Metropolen Europas, sondern Bildungsbürger entdeckten die Provinz als Reiseziel für ihre Bildungsreise. Wie sehr das Reisen für gebildete Menschen in dieser Zeit popularisiert wurde, zeigt sich daran, dass an der hannoverschen Landesuniversität Göttingen zu diesem Zweck schon 1749 ein eigenes Kolloquium, betitelt „Die Kunst, seine Reisen wohl einzurichten“, angeboten wurde.¹⁹ Von 1772 bis 1795 gab dort der Historiker August Ludwig Schlözer (1735-1809) interessierten Studenten in einem speziellen „Reisekolleg“ Nachhilfeunterricht im Reisen. Es liegt auf der Hand, dass die Reiseliteratur um 1800 einen wahren Boom erlebte und folglich für den Historiker „ein besonders ergiebiges Untersuchungsfeld“²⁰ bietet.

Gerd Dethlefs und Jürgen Kloosterhuis sprechen bei den Fahrten durch die Provinz von einer „preiswertere(n) Sonderform der peregrinatio academica“²¹, was sicherlich einerseits zutrifft, andererseits aber auch wieder nicht. Denn die Reisenden des Aufklärungszeitalters durchführten die ländlich-kleinstädtischen Regionen zum einen um ein für ihre berufliche Karriere förderliches überörtliches Kontaktnetz auf- bzw. auszubauen. Zum anderen und insbesondere war es ihnen aber um die Aufdeckung von Missständen in der Gesellschaft zu tun, also kurz gesagt um eine Verbesserung und Reform der Lebenswelt.

Wer waren nun die beiden prominentesten Reiseschriftsteller der Epoche für das Niederstift Münster? Johann Gottfried Hoche ist 1762 in Gratzungen in der thüringischen Grafschaft Hohnstein zur Welt gekommen, hat in Halle/Saale evangelische Theologie sowie Geschichte studiert, 1788 promoviert und kam nach Wanderjahren als Hauslehrer und Privatgelehrter 1795 als Prediger nach Rödinghausen bei Minden, wechselte aber bereits 1800 als 2. Geistlicher, später Superintendent nach Gröningen bei Halberstadt. Er war bereits durch historische



Werke zur niederländischen Geschichte bzw. zur Historie seiner engeren Heimat, der Grafschaft Hohnstein, hervorgetreten.

Justus Gruner war der 1777 in Osnabrück geborene Enkel eines evangelischen Pfarrers an St. Katharinen. Dort hatte der Vater eine klassische Beamtenkarriere durchlaufen, die als Konsistorialrat und Vizedirektor der Fürstbischöflichen Land- und Justizkanzlei endete. Seinen Vornamen hatte er von seinem Taufpaten, dem bekanntesten Staatsmann des Hochstifts Osnabrück, Justus Möser, erhalten. Somit war er im Vergleich zu Hoche als Westfale in der Region zu Hause. Gruner studierte Jura und Kameralwissenschaften in Halle/Saale, Göttingen und Rinteln, wo er auch promoviert wurde. Nachdem er sich als Anwalt in seiner Geburtsstadt niedergelassen hatte, unternahm der 23-Jährige von August bis November 1800 seine vier Monate dauernde Westfalenreise, deren Erlebnisse er in der „Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“ niederschrieb. Bald darauf fand er zunächst provisorisch, dann dauerhaft Zugang zum preußischen Staatsdienst, in dem er ein – auch durch die Napoleonischen Wirren bedingt – unstetes Beamtenleben führte. Als reformfreudiger Patriot war der Posten eines preußischen Gesandten in der Schweiz, den er bei seinem frühen Tod 1820 bekleidete, nach einer Station als Polizeipräsident in Berlin offensichtlich mehr eine Abschiebung als ein Karrieresprung.

Die folgende Analyse des Quellenkorpus orientiert sich an den zentralen Motiven der Reiseliteratur der Aufklärung, und zwar 1. Klima und Natur, 2. Sitten und Gebräuche, 3. wirtschaftliche Entwicklung und 4. religiöses Leben, denen ich als 5. Aspekt und gleichzeitig als Interpretation die Intentionen der Verfasser hinzufügen möchte.

1. Klima und Natur

Erster starker Kritikpunkt ist die naturräumliche Gliederung Süddenburs: Die Reisenden wollen hier nur Heide, Sand, Heidschnucken und Bienenstöcke gesehen haben, durchbrochen durch einige Schafställe. Die wenigen Dörfer liegen sehr weit voneinander entfernt. So bleibt es bei dem zum Topos ausartenden, in dieser oder ähnlicher Diktion wiederkehrenden vernichtenden Kommentar Hoches: „Es ist nichts, was das Auge reizte und den Entschluss erzeugte sich hier anzubauen.“²² Und an anderer Stelle: „Nicht ein Baum, nicht ein Busch bietet ihm [dem Wanderer] Schatten dar, nicht ein Tal nimmt ihn auf,

in welchem er lieblich träumte, was jenseits sei, nicht ein grüner Hügel gewährt ihm einen fröhlichen Überblick romantischer Szenen.“ Die Naturbeschreibungen nehmen zwar breiten Raum ein, kehren in dieser oder ähnlicher Diktion aber wieder, ohne Neues zu bringen, und gipfeln bei Hoche in dem pathetischen Ausruf: „Arme Münsterländer! Euch hat die Natur stiefmütterlich bedacht.“²³ Der einheimische Hoche-Kritiker Joseph König aus Cloppenburg kann diese Beobachtungen nicht ganz von der Hand weisen, korrigiert sie aber auch mit einer kurzen Sentenz über die Wälder der Region, die Hoche offenbar übersehen habe.



Abb. 3: Erste Seite einer kritischen Rezension von Justus Gruners Reisebuch „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung“ in der bedeutenden Jenaer „Allgemeinen Litteraturzeitung“ (Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Münster)

2. Sitten und Gebräuche

Ein wesentlich kontroverser zu diskutierender Aspekt ist die Sittlichkeit, die etwa Justus Gruner im Hochstift Münster in einer „elenden Beschaffenheit“²⁴ sieht. Gemeint ist damit nicht etwa das moralische Betragen der Bevölkerung im weitesten Sinne, sondern in erster Linie die Bildungslandschaft²⁵. Hier schneidet Münster aber im Vergleich zu anderen Hochstiften ziemlich gut ab, dank der Schulreformen durch Bernard Heinrich Overberg im Auftrag des Generalvikars Franz von Fürstenberg.²⁶ Hoche meinte dann auch – obgleich er kaum eine Vielzahl von Häusern betreten hat – zu sehen, dass sich in den spärlichen Bibliotheken der Einwohner im Niederstift Bücher „einschleichen,



die in Wien und Bayern in der Reihe der Verbotenen stehen“²⁷. Nicht ohne Befriedigung schloss er aus dem Vorhandensein auf dem Index stehender Bücher eine Ausweitung des geistigen Horizontes.²⁸

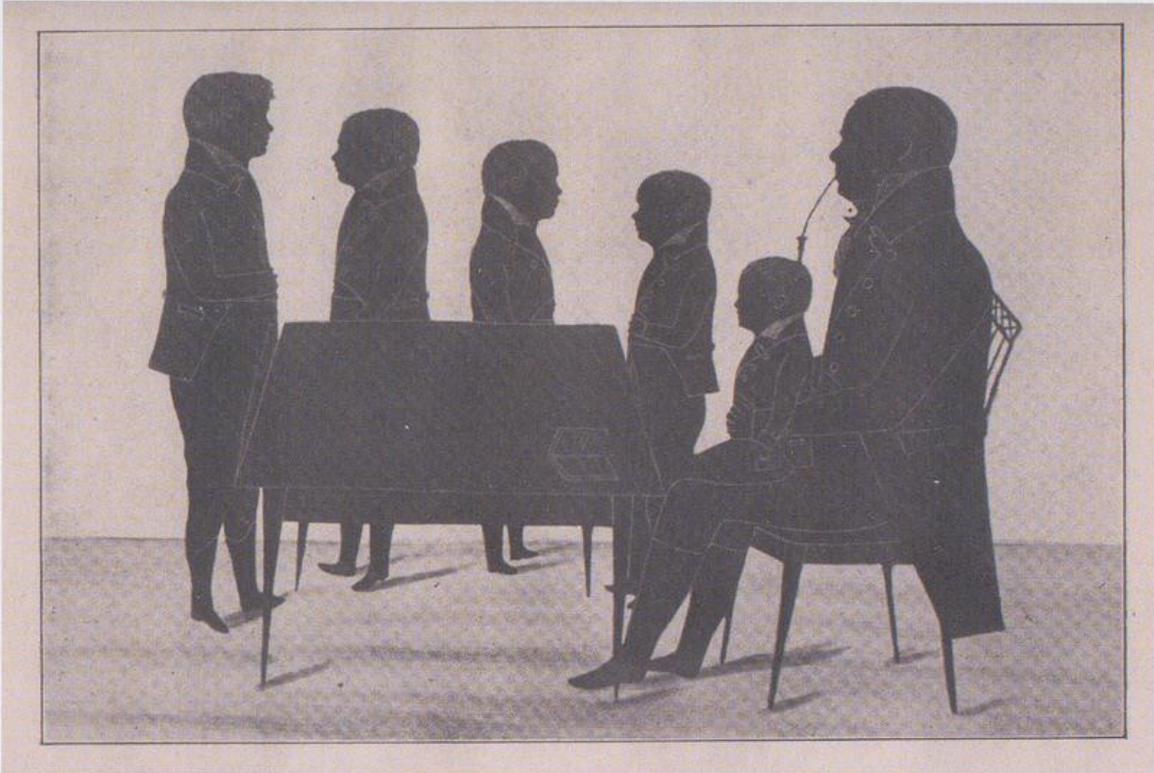


Abb. 4: Der Cloppenburger Arzt und Apotheker Josephus König mit seinen fünf Söhnen. Aus: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburger Stadtgeschichte, S. 313

Eine Negativchiffre lautet für die Aufklärer Aberglauben, worunter sie nicht nur religiöse Bindungen, sondern vielmehr die Sitten und Bräuche der Einheimischen insgesamt fassen. Genauer gesagt, unterscheiden sie zwischen einem Volksaberglauben, der Allgemeingut ist, und einem spezifischen Familienaberglauben. Wenn etwa Hoches subalterner einheimischer Begleiter in einem entgegenkommenden Mann zu Pferde eine Vorausdeutung für einen glücklichen Reiseverlauf zu erkennen vermag, sieht der Aufklärer darin gleich ein allgemeines Übel aller Menschen im Niederstift, das aus mangelnder Bildung und der Einsamkeit der Natur resultiere.²⁹ Genährt würde solches Gedanken- gut an den langen einsamen Abenden am Kamin, wo eben mangels anderen Gesprächsstoffes Geschichten erfunden würden. Bei Licht betrachtet wird hier der Nährboden für jene Märchen kritisiert, welche

u.a. die Brüder Grimm erfolgreich zusammengetragen und zu einem deutschen Erinnerungsort sondergleichen gemacht haben. Und dies eben nicht im Niederstift Münster. Joseph König weist in seiner genannten zeitgenössischen Entgegnung auf Hoche zu Recht außerdem darauf hin, dass eine solche Generalisierung nicht statthaft sei und dass Aberglauben in den niederen Volksschichten allerorten üblich sei. König ist es im Übrigen, der ebenso Hoches Schwärmerei für den Menschenschlag im benachbarten Artland als Parteilichkeit kritisiert und den von Hoche unterstellten Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem Erfolg, den er den Artländer Bauern wegen der Fruchtbarkeit ihrer Böden zuspricht, und fröhlicherem offenerem Wesenszug als Humbug entlarvt.

Eine weitere Negativschlagzeile lautete Armut: „Gesichter ohne Ausdruck, kaum wagend das Auge zu erheben“³⁰, begegnen Pastor Hoche. Entsetzt empfindet er zum Beispiel über die Beschränkung eines Mittagessens auf Kaffee und Pumpernickel, wie er es bei einer Familie in Molbergen erlebt, aber sogleich als einheimische Sitte verallgemeinert, ja zum Vorbild für die übrigen drei Mahlzeiten am Tag macht, bei denen angeblich ebenfalls nur Kaffee und Brot gereicht werden würden. „Wie ärmlich ... leben die Menschen hier“³¹, ruft er seinem Leser pathetisch zu. Dafür ist ihm auch das Einheitsschuhwerk aus Holz, die Holschen, ein Beweis. Auf die Idee, dass sie als Arbeitsausrüstung wind- und wetterfest und nicht unbedingt ein Ausdruck von Armut sind, kommt er gar nicht.

Kriterien, denen das Niederstift Münster so gar nicht standzuhalten vermochte, waren ästhetische Kultur und Humanität. Erstere fand Hoche in Quakenbrück. Jedenfalls schrieb er voll Bewunderung: „Die vornehmen Frauenzimmer sind hier elegant gekleidet, nach einem Mittelgeschmack, von Holländern und Engländern kopiert.“³² Sein Gegenbild stellten die Bier trinkenden Frauen dar, die mancherorts angetroffen wurden – offenbar eine Folge langer Abwesenheiten der sich als Hollandgänger verdingenden Männer. Bezeichnend für die Verallgemeinerung dieser Beobachtung erscheint die Tatsache, dass eine entsprechende Szene vor einer elenden Hütte den Titel der „Reise durch Osnabrück und Niedermünster“ ziert.

Und die Humanität? Sie lässt sich unter dem zeitgenössischen Schlagwort „Policey“ zusammenfassen: also alles, was Ordnung anbetrifft. Und das sieht Justus Gruner im benachbarten Herzogtum Oldenburg



ideal ausgebaut. Die öffentlichen Einrichtungen arbeiteten effektiv und geräuschlos und das in der Reformation aufgehobene Dominikanerinnenkloster Blankenburg bei Oldenburg war nutzbringend in ein Armenhaus verwandelt worden, nach aufklärerischem Geschmack ganz «comme il faut».

3. Wirtschaftliche Entwicklung

Dem im 18. Jahrhundert verbreiteten Sprichwort „Unter dem Krummstab ist gut leben“ – eine Anspielung auf die Milde, mit der die Fürstbischöfe ihre Untertanen behandelten – konnten die Reisenden der Aufklärungszeit nicht viel abgewinnen.³³ Dafür, dass das Hochstift Münster in der Frühneuzeit als „das Malta des Nordens“ ausgebaut worden war,³⁴ womit auf seine Funktion als Bollwerk zu den evangelischen Niederlanden wie auch den evangelischen Territorien Nordwestdeutschlands angespielt wird, hatten Gruner wie Hoche keinen Sensus.

Ihnen stieß die Leibeigenschaft bzw. das Heuerlingswesen als Relikt des Mittelalters auf. Es gehört aber nicht viel dazu, mit Verweis auf die Sozialstruktur der zahlreichen ostelbischen Gutsbezirke die patriarchalische Struktur der ländlichen Gesellschaft in großen Teilen Preußens dagegen zu halten.

Dabei monieren die Reisenden nicht allein die mangelhafte Qualität der Böden, sondern schlicht und einfach die fehlende Innovationskraft der Bevölkerung. Vor allem aber sei die „Unwissenheit des Landmannes“ für die mangelnden Fortschritte in Ackerbau und Viehzucht verantwortlich. Die Hauptschuld treffe aber die Landesfürsten, welche wie so häufig in geistlichen Staaten mehrere Bistümer in einer Hand vereinigten, sich für die Situation vor Ort nicht interessierten, denen kurz und gut einfach „der schöpferische Geist“ fehle.

Angesichts der niedrigen Bevölkerungsdichte müssten die Einwohner zu steterem Fleiß angehalten werden, beispielsweise durch Akazienanbau³⁵. Zur Beförderung der Wirtschaft schlugen sowohl Hoche als auch Gruner den Bau von Kanälen vor, etwa zwischen Ems und Dümmer oder auch zwischen Hunte und Hase. Letztere sollte schiffbar gemacht werden,³⁶ um so die Region als Durchgangsland für den Handel attraktiver zu gestalten. Denkt man aus heutiger Perspektive an den Mittelkanal oder auch den Küstenkanal und nicht zuletzt an die A1, die

Hansalinie, welche die heutigen Kreise Vechta und Cloppenburg in die Transitroute des Fernverkehrs zwischen Nord- und Ostsee einerseits und dem Rheinland andererseits einbezieht, lässt sich ein durchaus visionärer Zug in diesen Überlegungen erkennen. Wenn die Reisenden allerdings die schlechten Wegeverhältnisse monieren, ist dies keineswegs als spezifisches Phänomen des Niederstifts Münster zu werten. Als Beleg sei ein anonymer Artikel im „Braunschweigischen Magazin“ herangezogen, in dem 1793 der desolate Zustand insbesondere der Nebenstraßen beklagt wird und der in der Feststellung gipfelt, dass der Reisende überall in entlegeneren Gegenden „gewiss gar oft, zu seinem größten Missvergnügen ... die Bemerkung gemacht haben [wird], dass man fast zu allen Jahreszeiten nirgends elendere und wirklich gefährlichere Wege antrifft, als in den meisten Dörfern.“³⁷



*Abb. 5: Saterländerinnen
beim Bierkränzchen
Kupferstich von Johann
Georg Penzel, Leipzig 1799
(Titelvignette in Hoches
Reisebuch „Reise durch
Osnabrück und Niedermünster“)*

Die Tatsache, dass das Saterland mit der Soeste über eine lebendige Wasserader als Transportweg verfügte, nahm Hoche zum Anlass,

den Inselcharakter der Saterländer bildlich zu nehmen, indem er diese friesische Sprachinsel selbst per Boot aufsuchte und den Eindruck einer fehlenden Landverbindung erweckte, obgleich man das Saterland selbstverständlich mit Pferd und Wagen oder aber auch zu Fuß erreichen konnte. Letztlich lobt er die Saterländer aber aufgrund ihrer freiheitlichen Auffassung und unterstellt dem geistlichen Landesherrn, er wolle diese Eigenständigkeitsgedanken dadurch einzudämmen versuchen, dass er keine Saterländer als Priester und damit als geistige Führungspersönlichkeiten in ihre Heimat schicke. Ein Blick in die Weihematrikeln besagt aber, dass kaum ein Saterländer die geistliche Laufbahn einschlug und daher „der Seelenhirte ... die Stimme seiner Schafe so wenig kennt, als die Schafe die Stimme des Hirten.“³⁸

Gruner macht für die ungünstigen Strukturen die Tatsache verantwortlich, dass die geistlichen Territorien Wahlmonarchien seien,³⁹ deren Bischof kein bleibendes Interesse an Land und Leuten besitze, da er keine Dynastie auspräge. Dieses Argument ist schon sehr bezeichnend, weil es der Realität kaum Rechnung trug. Zum einen wurden die für die Verwaltung maßgeblichen Domkapitel stets mit jüngeren Söhnen des regionalen Adels besetzt, die natürlich ein – um den Sprachgebrauch Gruners aufzugreifen – bleibendes Interesse an ihrem Hochstift besaßen. Zum anderen waren die meisten geistlichen Territorien im 18. Jahrhundert de facto Sekundogenituren der Wittelsbacher oder auch der Habsburger, so dass ein dynastisches Interesse durchaus vorhanden war. Interessanterweise fehlt in diesem Kontext das durchaus logische Argument der Simonie von Bistümern, wie sie von Clemens August von Wittelsbach (1700-1761), dem Herrn der cinq églises, also dem Oberhaupt von fünf Bistümern, exemplarisch vorgelebt worden war. Dass für einen solchen geistlichen Herrscher das Hochstift Münster nur ein Nebenland war, in dessen Niederstift er sich allenfalls an seinem Jagdschloss Clemenswerth ergötzte, liegt auf der Hand, wurde aber nicht vorgebracht.

4. Religiöses Leben

Ein Schlüsselthema in Reiseberichten, die das heutige Oldenburger Münsterland thematisierten, war die Kritik am dort prägenden religiösen Leben, dessen Praktiken als Bigotterie verspottet wurden.⁴⁰ Wenn die Menschen in die Kirchen strömten und viel beteten, unterstellten



die Reisenden, dass sie dies aus Zwang tun würden bzw. bezeichneten die Gottesdienste als „Rendezvous“⁴¹, also als Treffpunkt für Plaudereien und Börse für Neuigkeiten. Negativ wirkte sich dabei aus, dass insbesondere in dem besonders dicht mit Reiseberichten bestückten Aufklärungszeitalter Katholiken weit weniger reisten als Protestanten und die hier zur Sprache kommenden Eindrücke von Protestanten geschrieben wurden, denen die Bilderverehrung der Katholiken ein besonderer Dorn im Auge war.⁴²

Als auffälliges Kennzeichen dafür, dass er in einem geistlichen Territorium sei, nannte der evangelische Pfarrer Hoche die Kruzifixe und Heiligenbilder am Wegesrand, die Justus Gruner als „hölzerne Götzen“⁴³ abtat. Spöttisch bemerkte Hoche: „... nirgends ist Christus mehr gekreuzigt, nirgends sein Bildnis mehr verstümmelt als hier. Ich habe es oft ohne Beine, ohne Arme, ja ohne Kopf gesehen. Man trägt die Stücke nach Hause und erwärmt sich dabei. Einst sah ich ihn sogar in einem Kasten, in der Form eines Vogelbauers, unter den Zweigen eines Baumes hängen. Aus dem Verfall der Bilder an den Wegen machte ich einen Wechselschluss, entweder die katholische Religion ist hier im Verfall ... oder die Menschen sind so arm, dass sie ihre Heiligen verwittern und verfaulen lassen müssen.“⁴⁴

Schenkt man der bereits erwähnten Entgegnung Joseph Königs Glauben, dann standen damals weniger als zehn Marienbilder im Landkreis Cloppenburg, so dass Hoche wohl Kreuzanlagen gemeint haben muss. Vor allem aber weist König auf den Nutzen hin, den der an solchen Wegekreuzen empfangene Trost für den Einzelnen mit sich bringt. Nach Hoches Eindruck hingegen waren „alle Straßen ... mit Bildern besetzt, und nirgends ist Christus mehr gekreuzigt, nirgends sein Bildnis mehr verstümmelt als hier.“⁴⁵ Verfallene Kreuzanlagen sah er als Ausdruck der aktuellen Morbidität der Kirche.

Schuld an diesem beklagenswerten Zustand seien vor allem die katholischen Geistlichen, über deren Bildung der gelehrte protestantische Pastor Hoche wenig schmeichelhafte Worte fand. Mit einem Seitenhieb auf die scholastische Schule des Thomas von Aquin bezeichnete er sie als „Theologen aus dem 13. Jahrhundert, bei denen man die Politur des 18. Jahrhunderts nicht suchen darf, aber dennoch eine bessere Kultur des Geistes zu fordern berechtigt ist. Sie machen ihre so genannte vierte oder fünfte Schule bald hier, bald dort, erhalten die Priesterweihe, kommen hierher, lesen Messe, beobachten die Zeremonien, und damit



sind sie fertig.“⁴⁶ Der Katholizismus erschien ihm also als eine Ursache für die geistige Armut der Menschen.

Höchster Ausdruck der Nutzlosigkeit waren – ganz im Geist aufklärerischen Gedankenguts – die Mönche und Nonnen in den Klöstern, deren Tagesablauf nach dem Eindruck der Reisenden nur aus frommen Gebeten und Liturgien bestand, die keinen Ertrag brachten.⁴⁷ „Der veraltete Cultus, das Rituale, das Cerimoniel und die Liturgie machen so wenig die Religion aus, als die tausendjährigen Mysterien, die mit dem Geiste der Zeit in Kontrast stehen, und durch keinen Zwang sich Ansehen verschaffen können“⁴⁸, urteilte er schroff. Bei Justus Gruner ging der Ruf nach dem Eingreifen des Staates sogar so weit, dass er die Prüfung der Ordensregeln durch die weltlichen Behörden empfahl.⁴⁹ Dabei wurde die Wichtigkeit der Religion grundsätzlich nicht in Frage gestellt. Gute Religion ließ sich allerdings immer an ihrem Nutzen messen, und den sah beispielsweise Gruner in Christus selbst, nicht aber in seinen Abbildern verwirklicht. Und Hoche berichtet amüsiert von einem Schäfer, den er unerwartet nicht beim Strümpfestricken antraf, worauf er ihn prompt wegen seiner Müßigkeit getadelt, aber nicht bedacht habe, dass Sonntag war.⁵⁰

5. Intentionen

Die Absicht der beiden analysierten Reiseberichte liegt explizit darin, einerseits zu unterhalten, andererseits zu belehren.⁵¹ Gruner sagt dazu expressis verbis: „Reisen wollte ich, nicht nur, um Länder und Städte, sondern Menschen und ihre Verhältnisse zu sehen. Beruhigen wollte ich mich ... an der Beobachtung des menschlichen Fortschreitens, an der Verschiedenheit menschlicher Schicksale – Belehren wollte ich mich ... durch die Verschiedenheit menschlicher Verhältnisse und ihrer Wirkungen. Helfen wollte ich ... durch Teilnahme ... und durch Aufmerksamkeit auf niederdrückende Mängel und Gebrechen ...“⁵²

Letztere zu beseitigen, bedeutete für die Reiseschriftsteller der Aufklärung das Tor zur „Glückseligkeit“ der Untertanen als höchstes Ziel aufzustoßen. Und dies erscheint ihnen in den geistlichen Staaten als ein besonderes Desiderat. Gruner etwa stellt seiner Leserschaft das Hochstift Münster zwar als „die größte Provinz Westfalens – aber bei weitem nicht die glücklichste desselben“⁵³ vor. Daher bleibt ihm, dem „ächten Kosmopoliten ...“, kein anderer Wunsch als die Säkularisation⁵⁴, wäh-

rend Hoche durchaus bewusst war, dass die Bevölkerung selbst zwar auf die Abstellung von inneren Mängeln aus war, die äußere Form ihrer Herrschaftszugehörigkeit jedoch keinesfalls zu beseitigen wünschte.⁵⁵ Aber letztlich reihte auch er sich in den Grundtenor der Reiseschriftsteller der Aufklärung ein, die „ja den Verfechtern der Säkularisation die argumentative Hand boten.“⁵⁶

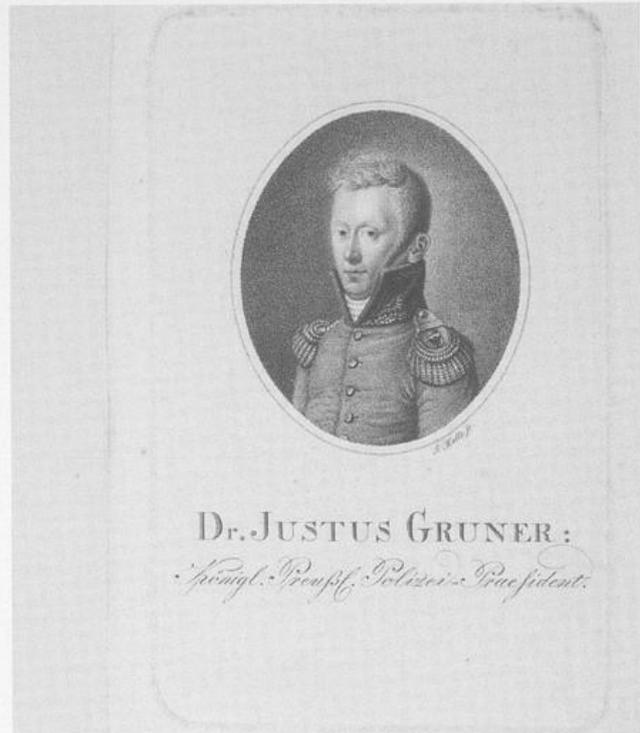
Justus Gruner war also felsenfest davon überzeugt, dass die – wie er sich ausdrückte – „verderbliche geistliche Indolenz“⁵⁷ hierzulande solange nicht zu beheben sei, wie „das Bistum ein Bistum bleibt“. Dieser Passus verrät im Übrigen, dass Gruner mit seinen Aufzeichnungen nicht nur eine literarische Verarbeitung des Gesehenen und eben auch des nicht Gesehenen, aber Gehörten oder besser gesagt Vermuteten beabsichtigte, sondern gleichzeitig auch noch ein anderes Ziel verfolgte. Ein Ziel, das eine schon im Dezember 1801 von ihm publizierte und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewidmete Denkschrift offenbart. Gruner stellte darin die ökonomische Situation der geistlichen und weltlichen Territorien Westfalens einander gegenüber. Demgegenüber war sein Reisebuch eben nur ein Nebenprodukt. In einem solchen Ranking stand das Niederstift Münster dann am unteren Ende der Skala. Interessanterweise urteilte ein führender aufklärerischer Reisender, der als reisender Franzose in die Annalen der Geschichte eingegangene Johann Kaspar Riesbeck, über die Situation der Führungsspitze des Hochstifts Münster 1800, sie sei „ohne Vergleich die aufgeklärteste und tätigste unter allen geistlichen Regierungen Deutschlands“⁵⁸, in der „die ausgesuchtesten Männer“ die Regierung bildeten, was zweifellos ein Kompliment an den Minister Franz Freiherr von Fürstenberg war.

Wenn Gruners Roman als „typisch westfälisches Beispiel moderner ökonomiepolitischer Aufklärungsliteratur“⁵⁹ eingeordnet wird, entspricht dies nur dieser Intention, deren Maxime sich am treffendsten mit dem Begriff Fortschritt kennzeichnen lässt.⁶⁰

In seiner Selbstwahrnehmung war Gruner zwar ein „gelehrter Fußreisender“, dessen Protagonist gerade durch die vier Monate dauernde Reise „vom Jüngling zum Manne“ geworden war.⁶¹ Sein Buch enthält also einen typischen Zug des bildungsbeflissenen Bürgertums seiner Epoche, einen bürgerlichen Selbsterfahrungstrip. In Wahrheit suchte er aber gemäß dem Motto, „Wes' Brot ich ess', dess' Lied ich sing“ sich dem neuen Landesherren anzudienen, wovon seine Widmung an



die Königin Luise von Preußen Zeugnis ablegt. Dass der Band „der allverehrten Landesmutter und huldreichsten Beförderin des Wahren, Guten und Schönen“, dediziert ist, stellt also mehr als eine Reminiszenz an Frauen als Leserinnen dar.⁶² Justus Gruner macht dann auch aus seiner Bewunderung für das Preußen Friedrichs des Großen keinen Hehl und mutmaßt über die Situation Deutschlands, „wenn alle einzelnen Staaten von diesem Gemeingeist beseelt würden.“⁶³



*Abb. 6: Porträt von Justus Gruner (1777 - 1820)
(Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Münster)*

Trotz seiner Abgelegenheit kam für ihn das Herzogtum Oldenburg diesem Idealbild besonders nahe, weil dort Bildung und Humanität vorherrschten, der Hof ohne Prunk repräsentierte und die Behörden effektiv arbeiteten.⁶⁴ Noch besser gefiel ihm die Grafschaft Ravensberg, weil sie bereits seit beinahe zwei Jahrhunderten (1609) „unter Preußens glücklichem Szepter ... das ruhige Glück“⁶⁵ genieße. Dieser Preußen-Patriotismus Gruners passt im Übrigen nicht zu seinem zur Schau gestellten Kosmopolitismus und der in seiner „Vorerinnerung, also dem Vorwort, gegebenen Versicherung, sein Werk sei „weder durch Einseitigkeit, noch durch Parteilichkeit getrübt.“⁶⁶

Politische Intentionen bleiben im Übrigen auch bei Hoche nicht außen vor. Er spottete beispielsweise, dass ihm die Kapuzinermönche von Clemenswerth bei der Besichtigung des Jagdschlusses sehr verhalten

begegnet seien und ihn und seine Reisebegleiter „für preußische Kundschafter des Landes – von welchem sie manches fürchten mochten“⁶⁷, gehalten hätten. Dass das kein Hirngespinnst hinterwäldlerischer Verschwörungstheorie war, beweist Gruners ja letztlich erfolgreiches karriereorientiertes Verhalten.

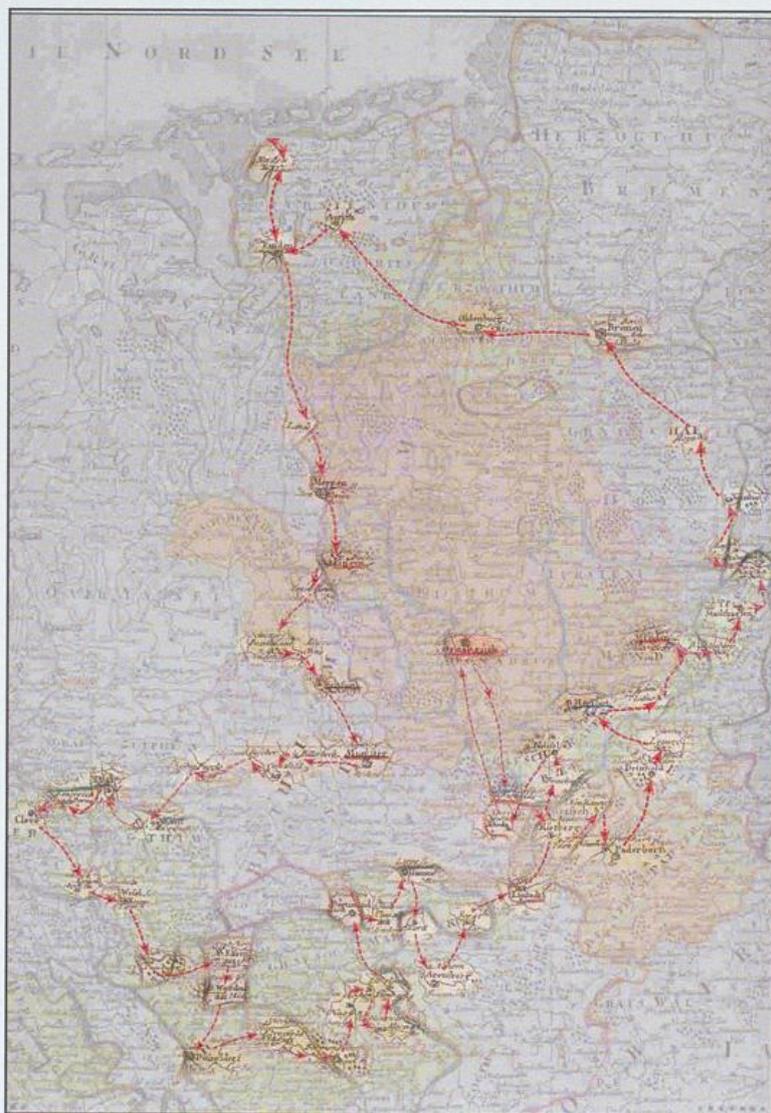


Abb. 7: Reiseroute des Justus Gruner, die Südoldenburg gar nicht berührte. Entnommen aus: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“, S. 44

Bei aller Parteinahme für die Vernunft und Wahrhaftigkeit als Maximen spielen die Reiseschriftsteller mit den in den Köpfen ihrer Leser verankerten Klischees, die ja bekanntlich ohnehin langlebiger sind, als die Wahrheit, wozu der Topos von der grundsätzlichen Rückständigkeit der geistlichen vor den weltlichen Staaten gehört. Des Weiteren begründet Johann Gottfried Hoche den Anlass seiner Reise damit, er habe „vor mehrern Jahren ... von einem Völkchen im nördlichen West-

falen gehört, von welchem ein Reisender sonderbare Dinge erzählte.“⁶⁸ Gemeint sind die Saterfriesen, deren wirtschaftliche und kulturelle Abgeschiedenheit dann eben auch deshalb so übertrieben betont wird, um der Legende neue Nahrung zu verschaffen, indem sie als Wilde gekennzeichnet werden, die in Deutschland einen ähnlichen Status besäßen wie für den römischen Schriftsteller Tacitus die Germanen.

Zu Recht muss zudem die Tendenz der Pauschalisierung von Aussagen kritisiert werden. Natürlich kann man nicht erwarten, dass ein Reisender aufgrund der zwangsläufigen Kürze seiner Aufenthalte den Einheimischen gleichkommende Kenntnisse von Land und Leuten vorweist. Aber die Reiserouten sprechen durchaus Bände hinsichtlich dessen, was wirklich von den Verfassern in Augenschein genommen wurde und was der mündlichen Tradition, der Presse oder der Literatur, so etwa auch anderen Reisebeschreibungen, entnommen wurde. Hoche beispielsweise startete bei Freunden in Haldem in den Stenweder Bergen und gewann auf seiner Reiseroute über Damme, Holdorf, Quakenbrück, Essen, Hemmelte, Molbergen, Dwertge und Markhausen nach Ellerbrock und dann weiter in das Saterland zwangsläufig schon deshalb ein unvollständiges Bild, weil er mit dem heutigen Südkreis Vechta und dem Heidegebiet um Molbergen die ärmsten Regionen des Niederstifts durchschritt. Weil auch noch um 1800 trotz der stärkeren Ausrichtung auf die Natur der „soziale Raum, in dem sich die Reisenden bewegten, ... die Stadt“⁶⁹ geblieben war, bewunderte Hoche in Quakenbrück „eine gewisse Eleganz“⁷⁰ im Hausbau, die er natürlich im heutigen Süddoldenburg nicht fand. Einmal weil dort ja kaum Städte zu finden waren, vor allem aber weil er die beiden Drostensitze Vechta und Cloppenburg oder die alte Hansestadt Friesoythe überhaupt nicht in Augenschein nahm.

Gruners Reiseroute berührte das heutige Süddoldenburg überhaupt nicht.⁷¹ Seine Kenntnisse des Niederstifts gewann er allein dadurch, dass er von Ostfriesland kommend Ems aufwärts zog und die Stadt Meppen besuchte. Außerdem hatte er in einer Buchhandlung in Emden Hoches Reisebuch ausfindig gemacht ...⁷²

Das Textgenre der Reiseberichte möchte im Übrigen – was von den Historikern häufig verkannt wird – nicht allein die Realität widerspiegeln. Dies sei zur Ehrenrettung Gruners und Hoches angefügt. Es will vielmehr als Roman zugleich ein Produkt literarischer Fiktion sein. Dies wird exemplarisch bei Hoche deutlich, der als Belege für seine



Reiseschilderungen neben Gesprächen mit Einheimischen „meine Einbildungskraft“⁷³ anführt. Noch stärker bewegt sich Gruner auf die fiktionale Ebene, wenn er nicht aus der Ich-Perspektive erzählt, sondern in die Rolle eines fiktiven Reisenden namens Ludwig schlüpft.⁷⁴

Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die untersuchten Reiseberichte zum einen durchdrungen vom Geist der Aufklärung und der Französischen Revolution manche Missstände zu Recht anprangerten. Dabei sprechen sie allerdings die Sprache missionarischer Aufklärer, die zwar die Ignoranz, Intoleranz und Indolenz insbesondere in den geistlichen Territorien beklagen, dabei aber gleichfalls Intoleranz und Überheblichkeit an den Tag legen, indem sie an einem Ort gemachte Beobachtungen generalisieren, pauschalisieren und übertreiben. Kurz gesagt, man darf keineswegs, das hat die Analyse am Beispiel des Niederstifts Münster gezeigt, alles für bare Münze nehmen, was die Reisenden schreiben. Wie bei allen Menschen schwingen bei ihnen Sympathien und Antipathien, Vorlieben und Vorurteile stets mit. So beispielsweise der nicht zuletzt durch die weitaus größere Anzahl der Feiertage bedingte Topos der katholischen Lethargie gegenüber dem protestantischen Arbeitsethos.

Zum anderen wird aber vor allem deutlich, dass es sich nur äußerlich um Reiseerlebnisse handelt, die Werke aber im Grunde ganz klar den Charakter politischer Streitschriften in sich tragen, ihr Ziel und Zweck war nämlich die Rechtfertigung des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und der darauf folgenden Säkularisation mit vordergründig positiv konnotierten und deshalb kaum hinterfragten Schlagworten wie Modernisierung, Effizienz und Fortschritt. Dass diese Slogans nicht historisch-kritisch zu hinterfragen sind, ist ein bis heute weit verbreiteter Glaube, und das, obgleich die Dialektik der Aufklärung durchaus ein akzeptierter Topos der Intellektuellen ist. Immerhin wird mittlerweile schon häufig wesentlich differenzierter geurteilt, wenn das System Preußens nicht mehr einseitig nur glorifiziert und Elemente der Modernisierung in geistlichen Staaten nicht mehr unbeachtet bleiben. Das Hochstift Münster mit seinem reformorientierten Minister und Generalvikar Franz von Fürstenberg kann hier ja auch als Paradebeispiel dienen, wenn es um die Bekämpfung der Rückständigkeitsthese geht. Hinzu kommen die konfessionellen Vorurteile ihrer Verfasser,



die als Protestanten, zum Teil ja auch wie etwa Hoche evangelische Theologen, den antikatholischen und antirömischen Affekt ihrer Glaubensgenossen transportierten. Dass diese Dimension in der bisherigen Forschung keine Beachtung gefunden oder wenn dann verharmlosend artikuliert wurde, wirft schon ein bezeichnendes Licht auf die Kontinuitätslinien borussischer Historiographie des 19. Jahrhunderts. Durch den Mythos der Stein-Hardenbergschen Reformen und vor allem von 1813 und 1871 überhöht, hat sie den Blickwinkel über das offizielle Ende des preußischen Staates 1947 bis in unsere Generation gefunden, wofür der Titel der erwähnten Münsteraner Säkularisationsausstellung von 2003 ja exemplarisch steht. Allein vom Zerbrechen der Fesseln des Schlendrians zu sprechen, mag ja provokant klingen, prolongiert aber in der populärgeschichtlichen Wahrnehmung bloß die alten Klischees. Der Definition von Geschichte als Wissenschaft wie Leopold von Ranke sie gab, dass sie nämlich „bloß zeigen [will], wie es eigentlich gewesen“⁷⁵ ist, trägt dies keinerlei Rechnung. Die hier näher in den Blick genommene Reiseliteratur der Aufklärungszeit bietet dafür den Beweis. Denn wenn Johann Gottfried Hoche auf den Hinweis eines einheimischen Cicerone im Saterland auf dessen landschaftliche Reize mit dem Kommentar reagierte „was er fand, konnten wir nicht finden, denn es war nicht unser Vaterland“⁷⁶, ist dies schon bezeichnend für den fehlenden Willen aufklärerischer Kosmopoliten Fremdes zu akzeptieren. Und wenn die heutige Forschung in Bezug auf Voltaires eingangs zitiertes Urteil über Westfalen von einer „wohl erfundenen Anekdote“⁷⁷ spricht, wirft dies ein mehr als deutliches Licht auf die Authentizität aufgrund ihrer Originalität gern kolportierter Reiseeindrücke.

Anmerkungen:

- ¹ Überarbeitete Fassung eines im Rahmen einer Ringvorlesung der Abteilung Kulturgeschichte und vergleichende Landesforschung der Universität Vechta am 7.12.2010 gehaltenen Vortrags.
- ² Voltaire, *Candide oder der Glaube an die beste der Welten*, zit. nach: Ders., *Sämtliche Romane und Erzählungen*, München o.J. (1969), S. 176-287, hier S. 176.
- ³ So Wilfried Reininghaus, *Reisende in Westfalen – Westfalen auf Reisen*, in: Gisela Weiß/Gerd Dethlefs (Hrsg.), *„Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“*. Westfalens Aufbruch in die Moderne, Münster 2002, S. 110-121, hier S. 110.
- ⁴ Vgl. J[ohann] G[ottfried] Hoche, *Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groeningen*, Bremen 1800 (ND Leer 1977), S. 96f.
- ⁵ Vgl. dazu bisher Wilfried Reininghaus, *Reisende in Westfalen – Westfalen auf Reisen*, in: *„Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“* (wie Anm. 3), S. 110-121; Friedrich Keine-



- mann, Zeitgenössische Ansichten über die Entwicklung von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur in den westfälischen Territorien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 120 (1970), S. 399-454; Cornelius Neutsch, Reisen um 1800. Reiseliteratur über Rheinland und Westfalen als Quelle einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Reiseforschung, St. Katharinen 1990. Vgl. auch Gerhard Kaldewei, „On the road“ – Zur Kulturgeschichte des Reisens im Nordwesten, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 98 (1998), S. 1-22; u. Michael Hirschfeld, Das Oldenburger Münsterland in alten Reiseberichten, in: Volkstum und Landschaft v. 29.10.2009, S. 2-10.
- ⁶ Vgl. Alwin Hanschmidt, Die Säkularisation von 1803 nach 200 Jahren. Eine Umschau in der Literatur zu einem „Mega-Ereignis“ historischen Gedenkens, in: Historisches Jahrbuch, Bd. 129 (2009), S. 387-459.
- ⁷ Vgl. Herbert und Inge Schwarzwälder (Hrsg.), Reisen und Reisende in Nordwestdeutschland. Beschreibungen, Tagebücher und Briefe, Itinerare und Kostenrechnungen, Bd. 1: bis 1620, Hildesheim 1987.
- ⁸ Vgl. Herbert Schwarzwälder (Hrsg.), Bremen in alten Reisebeschreibungen. Briefe und Berichte von Reisenden zu Bremen und Umgebung (1581-1847), Bremen 2007.
- ⁹ Vgl. Ulf-K. Wulkotte, Das Emsland in alten Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts, Sögel 1978.
- ¹⁰ Vgl. Gerd Dethlefs/Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Auf kritischer Wallfahrt zwischen Rhein und Weser. Justus Gruners Schriften in den Umbruchjahren 1801-1803, Köln u.a. 2009. Darin abgedruckt: Justus Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, 2 Bde., Frankfurt/M. 1802 u. 1803, hier S. 117-432.
- ¹¹ Vgl. dort Wilfried Reininghaus/Gisela Weiß, Eine Reise in die Moderne, in: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“ (wie Anm. 3), S. 45-48.
- ¹² Hermann Lübbling, Stadt und Land Oldenburg im Spiegelbild von älteren Reiseberichten. Ein Beitrag zur nordwestdeutschen Kulturgeschichte, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 51 (1951), S. 5-37, hier S. 35. Lübbling bezog sich dabei auf Justus Gruner.
- ¹³ Die Antworten auf Gruners Roman aus dem „Westfälischen Anzeiger“ sind bei Dethlefs/Kloosterhuis, Auf kritischer Wallfahrt (wie Anm. 10), S. 433-481, abgedruckt und ediert.
- ¹⁴ Anmerkung [des Redakteurs A. Mallinckrodt], in: Westfälischer Anzeiger Nr. 19 v 8.3.1803, abgedruckt bei Dethlefs/Kloosterhuis, Auf kritischer Wallfahrt (wie Anm. 10), S. 457.
- ¹⁵ Zu König (1764-1822) vgl. jetzt Dorothee Peus. Die Arzt- und Apothekerfamilie König, in: Maria Anna Zumholz/Michael Hirschfeld/Klaus Deux (Hrsg.), Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburg Stadtgeschichte, Münster 2011, S. 311-320.
- ¹⁶ Dr. Heinrich Ottenjanns Museumsgründung basierte u.a. auch auf dem Grundstock der Sammlung eines Enkels von Joseph König, des Löninger Apothekers Bernhard König. Außerdem verfasste er eine Familiengeschichte. Vgl. Heinrich Ottenjann, Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. Die Geschichte einer alten Cloppenburg Familie [König], Cloppenburg 1928.
- ¹⁷ Vgl. Dr. [Heinrich] Ottenjann-Cloppenburg, König contra Hoche, in: Heimatblätter der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta, 18. Jg. 1936, S. 32 u. 34-38. Den Hinweis auf diesen versteckten Aufsatz verdanke ich Officialatsarchivar Peter Sieve M.A., Vechta.
- ¹⁸ Joachim Heinrich Campe, Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben, Braunschweig 1790, S. 71. Vgl. auch Karin Hlavin-Schulze, „Man reist ja nicht, um anzukommen“. Reisen als kulturelle Praxis, Frankfurt/M./New York 1998, S. 58f.
- ¹⁹ Vgl. Hlavin-Schulze (wie Anm. 18), S. 40.
- ²⁰ Reininghaus, Reisende in Westfalen – Westfalen auf Reisen (wie Anm. 3), S. 110.
- ²¹ Gerd Dethlefs/Jürgen Kloosterhuis, Einleitung, in: Auf kritischer Wallfahrt (wie Anm. 10), S. XI.



- ²² Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 14.
- ²³ Ebd., S. 107.
- ²⁴ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil II, S. 172.
- ²⁵ Vgl. dazu jetzt Alwin Hanschmidt, Für „Glückseligkeit“ und gegen „Regierungsstürmerey“. Ziele und Grundzüge der „Bildung des Volkes“ bei Franz von Fürstenberg, in: Thomas Flammer u.a. (Hrsg.), Franz von Fürstenberg (1729-1810). Aufklärer und Reformier im Fürstbistum Münster, Münster 2012, S. 19-41.
- ²⁶ Vgl. dazu Werner Freitag, Das Fürstbistum Münster in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Handlungsfelder Katholischer Aufklärung, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, Bd. 139/140 (2003/2004), S. 27-45.
- ²⁷ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 33.
- ²⁸ Zu diesem geistigen Horizont vgl. inzwischen Bertram Haller, Buchmarkt und Lesekultur in Münster zur Zeit Fürstenbergs, in: Flammer u.a. (Hrsg.), Franz von Fürstenberg (wie Anm. 25), S. 81-106.
- ²⁹ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 13.
- ³⁰ Ebd., S. 101.
- ³¹ Ebd., S. 90.
- ³² Ebd., S. 49.
- ³³ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 104, der dort die Variante wählt: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen.“
- ³⁴ Vgl. Gerd Dethlefs, Das Malta des Nordens. Zur Kirchengeschichte des Niederstifts Münster zwischen 1650 und 1802, in: Michael Hirschfeld (Hrsg.), Region und religiöse Identität. Das Oldenburger Münsterland als konfessioneller Erinnerungsort, Cloppenburg 2008, S. 34-54.
- ³⁵ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 103.
- ³⁶ Vgl. ebd., S. 47.
- ³⁷ N.N., Über die schlechten Wege in manchen Dörfern, in: Braunschweigisches Magazin 1793, Sp. 321-323, zit. nach Reinhard Oberschelp (Hrsg.), Niedersächsische Texte 1756-1820, Hildesheim 1983, S. 89-93, hier S. 89.
- ³⁸ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 179.
- ³⁹ Vgl. Dethlefs/Kloosterhuis, Einleitung (wie Anm. 21), S. XX.
- ⁴⁰ Vgl. Cornelius Neutsch, Religiöses Leben im Spiegel von Reiseliteratur. Dokumente und Interpretationen über Rheinland und Westfalen um 1800, Köln/Wien 1986. Hier zum Hochstift Münster, S. 31-40.
- ⁴¹ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 110.
- ⁴² Vgl. Michael Maurer, Reisen interdisziplinär – Ein Forschungsbericht in kulturgeschichtlicher Perspektive, in: Ders. (Hrsg.), Neue Impulse der Reiseforschung, Berlin 1999, S. 287-410, hier S. 353.
- ⁴³ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 88.
- ⁴⁴ Hoche, zit. nach Wulkotte, Das Emsland in alten Reiseberichten (wie Anm. 9), S. 94.
- ⁴⁵ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 116.
- ⁴⁶ Ebd., S. 109.
- ⁴⁷ Vgl. ebd., S. 112.
- ⁴⁸ Ebd., S. 405.
- ⁴⁹ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil II, S. 126.
- ⁵⁰ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 104.
- ⁵¹ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 3.
- ⁵² Ebd., S. 13.
- ⁵³ Ebd., Teil II, S. 130.

- ⁵⁴ Ebd., Teil I, S. 113f.
- ⁵⁵ Vgl. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 53.
- ⁵⁶ Freitag, Das Fürstbistum Münster in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 26), S. 45.
- ⁵⁷ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 3f. Hier auch das folg. Zit.
- ⁵⁸ [Johann Kaspar Riesbeck], Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris, 2. Bd., 2., beträchtlich verbesserte Ausgabe, Zürich 1784, S. 331.
- ⁵⁹ So Dethlefs/Kloosterhuis, Einleitung (wie Anm. 21), S. XLI.
- ⁶⁰ Vgl. Hans Erich Bödeker, Reisebeschreibungen im historischen Diskurs der Aufklärung, in: Ders. u.a. (Hrsg.), Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert, Göttingen 1986, S. 276-298, hier S. 297.
- ⁶¹ So Wilfried Reininghaus/Gisela Weiß, Eine Reise in die Moderne, in: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“ (wie Anm. 3), S. 45.
- ⁶² So die einzige Erklärung bei Dethlefs/Kloosterhuis, Einleitung (wie Anm. 21), S. XXII.
- ⁶³ Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 150.
- ⁶⁴ Vgl. ebd., S. 236.
- ⁶⁵ Ebd., Teil II, S. 489.
- ⁶⁶ Vgl. ebd., Teil I, S. 8.
- ⁶⁷ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 448.
- ⁶⁸ Ebd., S. 4.
- ⁶⁹ Bödeker, Reisebeschreibungen im historischen Diskurs der Aufklärung (wie Anm. 60), S. 285.
- ⁷⁰ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 44.
- ⁷¹ Vgl. die Routenzeichnung, in: „Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians“, S. 44. Ebd. auch Reininghaus/Weiß, Eine Reise in die Moderne (wie Anm. 61), S. 45-48.
- ⁷² Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil II, S. 295.
- ⁷³ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 5.
- ⁷⁴ Vgl. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung (wie Anm. 10), Teil I, S. 136 u. 138.
- ⁷⁵ Leopold von Ranke, Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494-1514, Leipzig u. Berlin 1824, S. VII.
- ⁷⁶ Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster (wie Anm. 4), S. 131f.
- ⁷⁷ Alfred Heggen, Voltaires Urteil über Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 140 (1990), S. 279-285, hier S. 282.



Geschichte des Alexanderstifts zu Wildeshausen¹

Der Name Wildeshausen deutet auf einen Ortsgründer Wigald oder Wigwalt im 8. Jahrhundert hin. Dieser dürfte dem Sippenkreis des Sachsen-„Herzogs“ Widukind zuzurechnen sein. Bei der ersten schriftlichen Nennung in der „Translatio Sancti Alexandri“ (Übertragung des Hl. Alexander) von 850/51 befand sich Wildeshausen in der Hand von Widukinds Enkel Waltbert, der Graf im Lerigau war. Waltbert brachte damals die Gebeine des Hl. Alexander von Rom an die Hunte und schenkte sie seiner dortigen Kirche, die sich daraufhin, wenn auch nur vorübergehend, zu einer bedeutenden Wallfahrtsstätte entwickelte. Der Siedlungsplatz Wildeshausen verdankt seine Bedeutung vor allem dem wichtigen Hunteübergang der hier durchführenden Handelsstraße, der im Spätmittelalter so genannten Flämischen Straße, und den sie kreuzenden anderen Straßen.

872 schenkten Waltbert und seine Frau Alburg dem Alexanderstift ihr Erbgut im Lerigau mit dem Dorf („villa“) Wildeshausen und einem Herrenhof. Diese „casa dominicata“ lag als Zentrum eines Fronhofsverbandes vermutlich im Stiftsbereich auf dem linken Hunteufer und könnte ein Vorläufer des im 13. Jahrhundert im Besitz der Grafen von Oldenburg-Bruchhauen bezugten „mächtigen Hofes“ („curia maior“) auf dem rechten Hunteufer gewesen sein. Außer dem Besitz in und um Wildeshausen, der als Sondergut des Rektors galt, übertrug das Stifterpaar den Brüdern des Stifts umfangreichen Streubesitz in der näheren und weiteren Umgebung von Wildeshausen, der später zur Ausstattung des Propstes gehörte.

Waltberts Herrschaft in und um Wildeshausen gründete sich auf Eigengut der Widukind-Sippe. 872 wurde das von dem Stifterehepaar Waltbert und Alburg erbaute zweite Wildeshauser Gotteshaus des Hl. Alexander geweiht. Die vermutlich ebenso wie ihre Vorgängerin aus Holz erbaute Kirche war nunmehr die Kirche des zwischen 851